



CHRISTOPH MARIA HERBST
ÜBER

Schubladen

FOTO: JOSHUA SAMMER/GETTY IMAGES

Der Schauspieler taucht früher als vereinbart
in der Lobby eines Kölner Hotels auf, er kommt direkt aus Wuppertal.

Dort hat der 58-jährige in der Kita
seiner Schwester aus einem Pinguin-Buch vorgelesen,
es sei herrlich gewesen, „für die Kinder war ich
nur ein alter Mann ohne Haare“. Jetzt aber schnell was Süßes:
Leider muss der Peanut Butter Cake mit Vanilleeis erst
noch auf dem Teller antauen.

Interview: Julia Rothhaas

SZ: Herr Herbst, die Ausstrahlung der letzten Staffel der Serie, mit der Sie ganz Deutschland verbindet, liegt mehr als zehn Jahre zurück. Einverstanden, wenn wir dieses Interview führen, ohne dass einmal der Name der Serie auftaucht, mit der Sie so bekannt wurden?

Christoph Maria Herbst: Schade, damit habe ich mal wieder eine Wette gegen mich selbst verloren.

Was für eine Wette?

Ich war mir sicher, dass auch heute das S-Wort fallen wird. Aber diese Wette verliere ich gern, lassen Sie es uns also versuchen. Ich bin gespannt, ob uns das gelingt. **Haben Sie sich als junger Schauspieler je davor gefürchtet, für alle Ewigkeit einer Rolle verhaftet zu sein, weil Sie die zu lange spielen?**

Ich war ab 2002 in der Sendung „Ladykracher“ von Anke Engelke zu sehen und bin damit für viele in einer Schublade gelandet. Als Anke dann wegen ihrer eigenen Late-Night-Show aus der Sendung ausgestiegen ist, war das ein Gottesgeschenk, sonst würde ich vielleicht bis heute da mitspielen. Im Anschluss bot man mir meinen eigenen „Ladykracher“ an, ich sollte das Frontschwein werden. Ich fand das damals sehr schmeichelhaft, dass man mir das zutraute. Aber ich habe mich auch gefragt: Warum soll ich mich für immer repetieren? Das ist langweilig für alle, vor allem für mich. Dann kam diese Büro-Komödie um die Ecke und ich landete in einer neuen Schublade.

Nach „Der Vorname“ und „Der Nachname“ sind Sie aktuell in „Der Spitzname“ im Kino zu sehen. Macht man sich als Schauspieler Gedanken, wie viele Teile eines Films eigentlich sinnvoll sind? Von Ihnen stammt immerhin der Satz: „Jetzt eine Marke auszumelken, nur weil es möglich wäre, das ist mit mir nicht zu machen.“

Ich glaube, jetzt ist der Ofen wirklich aus. Aber ob ich einen zweiten, dritten, vierten Teil drehe, ist keine strategische Entscheidung, sondern ein Gefühl, das ich für mich ausloten muss. Nun freue ich mich auf ganz andere Rollen, ich bin schließlich ein Menschendarsteller. Der Stempel durch diese eine markante Figur, an die bei mir alle denken, ist schon fett genug.

In den drei Filmen von Sönke Wortmann spielen Sie Stefan, Typ Jammerlappen um die 50, der beruflich wie privat auf der Stelle tritt und andere gängelt, um besser dazustehen. Ein gutes Gefühl, mal auf das eigene Geschlecht draufhauen zu können?

Es hat total Spaß gemacht, weil man sich ja auch selbst ein bisschen den Spiegel vorhält. Allerdings hatte ich nie den Eindruck, immer den gleichen Stefan zu spielen. In „Der Spitzname“ hat er etwas Verbittertes, während er im zweiten Teil seine menschlichen Seiten gezeigt hat. Das ist kein „Derick“, der über zwanzig Jahre derselbe bleibt. Aber weil wir eben von Stromberg sprachen ...

Haben wir doch gar nicht!

... auch der Bernd war für mich immer mehr. Das war nie nur ein Arschloch-Chef, sondern einer, der sich zwar als Übervater bezeichnete und sich als solcher auch gerierte, doch gleichzeitig die einsamste Seele der Welt war. Wenn man etwas Hassenswürdiges spielen will, muss man die Figur auch ein bisschen lieben. Oh je, so einen schizoiden Satz kann echt nur ein Schauspieler sagen.

Wie loten Sie aus, welche der Rollen, die Sie angeboten bekommen, Sie auch annehmen?

Ich muss die Figur mögen, die muss irgendwas in mir auslösen. Dem stelle ich mich dann mit Haut und Haaren. Deshalb mag ich es auch nicht, in mehreren Projekten gleichzeitig zu sein. Ich bin da fast schon monogam.

Friedrich Merz, Thomas Gottschalk, Uli Hoeneß: Wenn Sie einen der drei spielen könnten – wen würden Sie wählen?

Ich würde antworten: „Leider keine Zeit. Ich drehe gerade ‚Der Kosename‘ mit Sönke Wortmann.“

Sie sind überwiegend in Komödien zu sehen. Woran liegt das?

An der Fantasielosigkeit der Branche. Ich bin in diesem Beruf nie angetreten, um zu sagen: „Jetzt zeige ich euch mal, wie Komödie geht.“ Ich komme schließlich vom Theater, da habe ich die unterschiedlichsten Rollen gespielt. Doch in dem Moment, wo man in ein etwas breiteres Licht der Öffentlichkeit tritt, wird man automatisch in eine Schublade gepackt. Und auf meiner steht fett: Komödie. Aber das ist kein Grund,

mich zu beklagen. Denn meine Schublade ist innen mit Brokat ausgekleidet und Teil einer Chippendale-Kommode. Andere wären froh, wenn sie überhaupt eine hätten. **Denken Sie manchmal: Jetzt gebt mir doch mal eine Rolle in einem Thriller?**

Durchaus, aber ich bin mir sicher, dass das auch irgendwann passieren wird. Vieles in meinem Leben hat mich gefunden, ohne dass ich es gesucht hätte. Ich bin da völlig gelassen. Einen Thriller könnte ich mir schon vorstellen, auch wenn ich gar nicht wüsste, ob ich dann derjenige wäre, der

den Fall aufklärt, oder der Axtmörder. Aber das sollen andere bestimmen.

Während manche Schauspieler einiges an Wucht brauchen für eine Rolle, reichen Ihnen schon kleine Gesten, um Ihren Figuren Witz zu verleihen. Wie gelingt Ihnen das?

Vor der Kamera arbeiten zu können, ist ein Geschenk – denn da muss man eigentlich gar nichts machen. Oft reicht ein Augenzucken, schon ist es lustig. Rückblickend betrachtet habe ich das meiste für meinen Job im Theater gelernt, obwohl ich nie auf einer Schauspielschule war, die wollten mich nämlich nicht. Und ich habe mich wirklich an allen deutschen Schauspielerschulen beworben! Im Nachhinein war es das Beste, was mir passieren konnte. Bis heute bin ich wie ein Schwamm, der andere beobachtet, das, was mir besonders gefällt, aufsaugt und daraus etwas Eigenes macht, wenn es passt.

Sie haben zwanzig Jahre Theater gespielt. Denken Sie manchmal darüber nach zurückzugehen?

Ich weiß nicht, ob das noch meine Welt ist. Dort geht es ja schon sehr hierarchisch und beengt zu. Ehrlicherweise bin ich sehr glücklich mit dem, was ich inzwischen tue. **Obwohl Sie an allen Schauspielerschulen Absagen kassierten, haben Sie einfach weitergemacht. Weil Sie mutig sind?**

Ach, das weiß ich gar nicht. Ich springe zwar von Bergen, ich bin ja Paraglider.

Aber wie ich das alles durchgezogen habe, war schon etwas irre. In mir brannte diese Flamme, und keine Absage hat es je geschafft, die zu löschen. Gleichzeitig will ich das jetzt nicht schönfärben, ich sehe mich schon auch noch neben meiner älteren Schwester auf der Bank weinend rufen:

„Keiner will mich haben!“ Das hat schon heftig an meinem Selbstbewusstsein gekratzt. Was aber bestimmt mutig von mir war: Ich habe mich an vielen Theatern beworben und in meinen Lebenslauf hineingeschummelt, dass ich durchaus eine Ausbildung hätte. Was auch stimmte: eine Bankausbildung. Nur so bin ich an Vorsprechen gekommen.

Die Schummelei hat niemand bemerkt?

Das war eine harte Zeit, auf 60 Bewerbungen wurde ich mit viel Glück an zwei Häuser zum Vorsprechen eingeladen. Als ich versuchte, ins Wuppertaler Ensemble zu kommen, wurde mir kolportiert: Der Intendant lasse ausrichten, ich solle erst mal eine Ausbildung machen. Ohne dürfte bei ihm keiner auch nur einen Fuß auf die Bretter setzen, die die Welt bedeuten. Trotzdem bin ich meinen Weg gegangen. Der gleiche Intendant übernahm später übrigens irgendwo Freilicht-Festspiele und wollte mich unbedingt als Götz von Berlichingen haben. Da war es mir eine innere Freude, sagen zu können: Nee, danke.

Erinnern Sie sich noch an Ihre ersten Minuten auf der Bühne, um die Sie so kämpfen mussten?

Ja, das war in Dinslaken, in einem Anti-Apartheid-Stück für zwei Personen. Die Chance, als einer der Schauspieler abzukaufen, lag also bei 50/50. Für die Rolle bekam ich meine erste Gage, 1000 Mark, für mich bedeutete das: Ich war endlich ein professioneller Schauspieler. Diese Bühne war für mich der Nabel der Welt, gleichzeitig habe ich mich lange gefragt: Was tue ich hier eigentlich?

Weil Sie das Gefühl hatten, nicht zu gehören?

Was ich mir überhaupt einbilde, Diplom-Schauspielern das Wasser reichen zu wollen – an solchen Gedanken habe ich lange zu knabbern gehabt. Doch dann merkte ich, dass die auch nur mit Wasser kochen, dass man manche von ihnen selbst auf kurze Entfernung kaum verstand, dass sie lispelten oder kein Wort Hochdeutsch sprechen konnten.

Heute sind Sie als Schauspieler und Synchronsprecher gut im Geschäft, Sie sprechen auch Hörbücher und Hörspiele ein. Als Jugendlicher aber mussten Sie zum Logopäden, der nach dem ersten Treffen sagte: „Oh, da müssen wir dringend ran.“ Nicht mal dieses Erlebnis hat Sie davon abgeschreckt, Ihren Berufswunsch wahr machen zu wollen?

Diese Geschichte habe ich total vergessen, aber ja: Meine Stimme war zu hoch, und irgendetwas stimmte mit den Stimmbändern nicht. Also bekam ich logopädische Stunden verordnet und musste dann so Sachen machen wie vor mich hinsummen. Das Leben hat versucht, mir die Schauspie-

lerei auszureden. Aber ich war stärker.

Sie haben es vorhin schon kurz erwähnt: Bevor Sie zum Theater gingen, hatten Sie eine Bankausbildung abgeschlossen. Wie haben Ihre Eltern darauf reagiert, dass der Sohn nicht mehr hinterm Schalter stand, sondern auf der Bühne?

Die fanden es gut, weil wir eine Verabredung hatten. Auf deren sanfte Gewalt hin bin ich überhaupt in die Bank gegangen, getreu dem Motto: Mach was Vernünftiges. Damals war eine Banklehre noch etwas Vernünftiges. Ich habe die Ausbildung dann als Bester des gesamten Jahrgangs abgeschlossen, denn mein Motto lautete wiederum: Wenn ich etwas mache, dann richtig. Weil ich es durchgezogen habe, war der Weg offen für das, was ich eigentlich machen wollte. Auch aus Sicht meiner eher bürgerlichen Familie.

Auch wenn sich vieles aus Ihren Erzählungen nach Glück und Zufall anhört: Ganz ohne Ehrgeiz wird das alles nicht gegangen sein.

Das stimmt. Aber ich kann das immer alles herunterbrechen auf den guten Stall, aus dem ich komme. Von meinen Eltern habe ich eine Menge über Fleiß, Bescheidenheit und Demut gelernt, vielleicht hatte das auch etwas mit ihrem Glauben zu tun, keine Ahnung. Auch wenn man das ja nicht spiegelbildlich weiterlebt, sagen meine beiden älteren Schwestern heute, ich würde sie mit zunehmendem Alter an unseren Vater erinnern. Ich finde das entzückend.

Was war Ihr Vater für ein Mann?

Ein Patriarch, aber ein sehr witziger, der hatte so ein Entertainment-Gen. Das habe ich eindeutig von ihm. Er hatte Jahre in Kriegsgefangenschaft verbracht und war froh, dass er später bei der Stadt Wuppertal als Amtsmann Fuß fassen konnte. Seine Begabungen konnte er allerdings nie ausleben, dabei war er sehr musikalisch, an Weihnachten haben wir immer zusammen musiziert, er mit der Gitarre, ich mit der Klarinette. Er konnte toll zeichnen und hat uns zu jedem Geburtstag ein Gedicht geschrieben, da stimmte alles, jede Hebung, und es reimte sich auch noch. Meine Eltern sind mittlerweile beide tot, aber manchmal denke ich: Ich lebe ein bisschen das nicht gelebte Leben meines Vaters.

Während Sie für den einen Berufswunsch, die Schauspielerei, kämpften, verwarfen Sie einen anderen: katholischer Priester. Warum wurde daraus nichts?

Da grätschte mir meine erste Freundin rein, damit war die Sache gelaufen.

War das mit dem Priester Ihre Idee?

Ich habe das richtig ernst gemeint. Das kam weder von der Oma noch von meinen

Eltern, sondern entsprang meinem Glauben. Ich war lange Ministrant, Messdiener und Gemeinde-Lektor. Verkleidet vor Menschen zu stehen, fand ich halt schon immer cool. Doch getreu dem Johannes-Evangelium „Im Haus meines Vaters gibt es viele Wohnungen“ habe ich eine andere Bühne gewählt.

Als junger Schauspieler sollen Sie auch mal zwei Pornofilme synchronisiert haben. Stimmt das?

Nein, es waren bestimmt vier Filme! Auch wenn wir heute darüber lachen: Ich fand es damals nur so mittellustig, das war echt abstoßend und eklig. Deswegen habe ich es auch bald gelassen.

Immerhin waren die Textpassagen vermutlich überschaubar.

Ja, aber dafür gab es jede Menge Vokale. Den meisten Text hatten die Frauen zu sprechen, weil überwiegend Frauen im Film zu sehen waren. Ich versuchte, neben dem Theater einen Job als Synchronsprecher zu bekommen. Ich wohnte zu der Zeit in Hannover, und das war damals – man sollte es nicht meinen – die Hochburg für das Synchronisieren von Pornofilmen. Weil ich irgendwie meine Miete bezahlen musste, habe ich vorgeschlagen. Das Schlimmste an dem Job war aber die Orgasmus-Uhr.

Die wie bitte?

Die Orgasmus-Uhr zeigt den Zeitpunkt der Ejakulation an. Ab einer bestimmten Stelle im Film lieft die von zehn runter auf null, dann musste man schnell die entsprechende Tonart finden, die zum Bild passte, und losjaulen.

Dazu passt gut der etwas kryptische Spruch, der von Ihrer Oma stammen soll: „Man muss jedes Jahr ein Kilo Dreck essen, weil das den Körper reinigt.“ Wissen Sie noch, in welchem Zusammenhang sie das gesagt hat?

Keine Ahnung, aber in dem Moment klang es super. Oma Herbst sagte auch gerne: „Willst was gelten, mach dich selten“.

Das scheinen Sie immerhin ernst zu nehmen. Während viele Ihrer Kollegen in Dauerschleife auf Partys und roten Teppichen stehen, bleiben Sie meist im Verborgenen. Sind Sie sehr scheu, oder interessiert Sie das alles einfach nicht?

Vielleicht ist es eine Mischung aus beidem. Ich bin tatsächlich ein bisschen scheu und frage mich auf Partys oft: Was soll ich hier? In der Zeit hätte ich doch etwas ganz anderes machen können.

War es schlimm, dass wir jetzt gar nicht über Ihre alte Figur gesprochen haben?

Gar nicht. Allerdings darf ich Ihnen verraten, dass wir nächstes Jahr einen neuen Stromberg-Film drehen werden. Nun muss ich wieder Haare und Bart wachsen lassen. Meine Frau wird mich über Monate nicht angucken können.

”

Bis heute bin ich wie ein Schwamm, der andere beobachtet, und das, was mir besonders gefällt, aufsaugt.“

”

Ich bin tatsächlich ein bisschen scheu und frage mich auf Partys oft: Was soll ich hier?“

Zur Person

Christoph Maria Herbst ist Schauspieler, Synchronsprecher und Komiker. 1966 in Wuppertal geboren, machte er nach der Schule eine Ausbildung zum Bankkaufmann. 1989 begann er seine Theaterkarriere in Dinslaken, nachdem er zuvor in Laiengruppen gespielt hatte. 1997 war er erstmals im Fernsehen zu sehen, in der Comedy-Show „Sketchup“. 2004 bekam er die Rolle des Bernd Stromberg, mit der Serie wurde er deutschlandweit bekannt. 2025 beginnen die Dreharbeiten für einen weiteren Stromberg-Film. Aktuell ist er in „Der Spitzname“ im Kino zu sehen. Herbst lebt mit seiner Frau in Köln.